

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 12

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

86

Die Glosse:

Einer von Cento Croci ...

Pierino ist klein, hager und dunkelhaarig.

Nächstens wird er vierundzwanzig. Er hat einen Vater und eine Mutter und einen Großvater und eine Großmutter und sechs Geschwister, alle unter zwanzig.

Sie leben in Cento Croci.

Das ist kein Dorf. Das sind nur ein paar räumige Häuser auf einem Paß zwischen Varese Ligure und Bertico. Also ganz irgendwo auf der Strecke von Parma nach Rapallo. Vorausgesetzt, daß man über die Berge fährt ...

In Cento Croci ist das Sterben leichter als das Leben.

Auf die kahlen Kuppen klettern die schweren Weinstöcke und die üppigen Obstbäume der fruchtbaren Ebenen nicht, und auch der blonde Weizen bleibt in den milderen Tälern.

Auch Fabriken gibt es nicht.

Und Straßen bauen sie auch keine. Ein paar rachitische Kühe, ein paar dürre Ziegen – das ist alles, wovon man leben kann in Cento Croci.

Aber nicht, wenn man eine Familie mit elf Leuten ist ...

Und deshalb zieht Pierino eines Tages seinen besten Anzug an und läßt sich vom Gemüsehändler auf einem keuchenden Fiat nach Varese mitnehmen und besteigt einen Zug und fährt in die Schweiz.

Das ist ein Land, von dem Pierino nur dieses weiß: es braucht junge Leute aus Italien, die Straßen bauen wollen und in Webereien arbeiten und in großen Küchen Kartoffeln schälen und alles machen, was die Schweizer selber nicht gerne tun. Doch bald weiß Pierino mehr.

An der Grenze sieht er, wie Giuseppe, den er im Zug kennengelernt hat und der, wie er in die Schweiz will, einen Zettel unterschreiben muß. Auf dem steht, daß Giuseppe,

der verheiratet ist, sich verpflichtet, weder seine Frau noch seine Kinder in die Schweiz nachkommen zu lassen.

Auch nicht, wenn sie ihn nur besuchen wollen.

Pierino sieht das. Und er schüttelt den Kopf.

Pierino wird noch öfters Gelegenheit haben, den Kopf zu schütteln. Zum Beispiel kurz nach seiner Ankunft in einer Stadt des Kantons Aargau. Dort hat er eine Stelle als Bauarbeiter gefunden, der Pierino. Doch bevor er sie antritt, sucht Pierino ein Zimmer.

Er fragt einen Kollegen, wie er das anzustellen habe. Der rät ihm, in der Zeitung nachzuschauen. Unter den Inseraten.

Das tut Pierino. Dabei findet er dieses Inserat:

«Zu vermieten: zwei Zimmer an zwei Herren (keine Italiener)». Ueber dieses Inserat, das leider sehr authentisch ist, schüttelt Pierino den Kopf.

Er schüttelt ihn nur sanft, denn er ist ein kleiner, hagerer, schwarzhaariger und nicht allzu gebildeter Italiener aus Cento Croci.

Wäre er etwa ein junger, durch berühmte gute Schulen geschleuster Schweizer, müßte er den Kopf mit Windstärke dreizehn schütteln.

Und an Länder denken, in denen sie keine Neger wollen.

Und an solche, in denen sie keine Juden wollten.

Doch ein bißchen schüttelt auch Pierino den Kopf, in den es ihm nicht geht, daß Italiener unerwünscht sind.

Er hat noch öfters Gelegenheit, den Kopf zu schütteln.

Etwa über den Preis des Zimmers,

das er schließlich doch noch findet, und das er mit einem Kollegen aus Pietrasanta teilt. Wobei beide den vollen Preis des Zimmers bezahlen müssen ...

Weiterhin schüttelt Pierino den Kopf über jenen schweizerischen Arbeitskollegen, der ihm in einem Anfall von akutem Chauvinismus vorhält, er schicke die Hälfte seines Lohnes nach Italien, er solle doch gefälligst sein Geld dort verbrauchen, wo er es verdiene.

Pierino versteht dieses Argument etwa so gut wie Sanskrit. Wozu ist er denn überhaupt in die Schweiz gekommen? Aus Lust am Reisen? Aus Vergnügungssucht? Aus Fernweh? Aus Abenteuerlichkeit? Oh nein!

Pierino ist in die Schweiz gekommen, um die Hälfte seines Lohnes nach Cento Croci schicken zu können.

Nach Cento Croci, wo es keine Weinstöcke gibt und keinen Weizen und keine Obstbäume, sondern nur ein paar Kühe und Ziegen, von denen elf Leute nicht leben können. Auch wenn sie ganz anspruchslos sind nicht ...

Und weiter schüttelt Pierino den Kopf:

Ueber Kinder, die ihm «Tsching» nachrufen.

Ueber Mädchen, die nicht mit ihm tanzen wollen.

Ueber Leute, die fluchen, wenn er am Sonntag mit ein paar Kollegen auf dem Bahnhof steht und den Zügen nachsieht und ein paar Lieder singt. Etwa: La vita e un paradiso di bugie ... Oder: Ti lascia paese di sogni, paese d'amore ... Und: Arrivederci Roma ...

Und darüber, daß sie ihn in diesem Land überhaupt als Menschen der inzwischen aufgehobenen dritten Klasse anschauen, auch darüber schüttelt Pierino den Kopf ...

Es ist ein Glück für die Schweizer, die in der Hochkonjunktur leben und Straßen und Häuser bauen und Webereien, die mit Aufträgen überhäuft sind, betreiben, und Hotels haben, die überfüllt sind, es ist ein Glück für diese Schweizer, daß Cento Croci so ist, wie es ist.

Daß auf die kahlen Kuppen die Weinstöcke nicht steigen und nicht die Obstbäume und nicht die schweren Halme des goldenen Weizens der fruchtbaren Täler.

Daß man leichter stirbt als lebt in Cento Croci.

Es ist ein Glück für die Schweizer. Denn sonst würde Pierino, den sie brauchen, obwohl sie ihn nicht mögen, seinen Kopf nicht in der Schweiz schütteln.

Sondern oben in Cento Croci. Und zwar auf die Frage hin, ob er nicht einmal eine Saison in der Schweiz arbeiten wolle ...



Von Mittwoch zu Mittwoch:

Tagebuchnotizen mit und ohne Respekt, aber mehr mit ohne.

Mittwoch:

Man lernt eben doch nie aus!

Da habe ich beispielsweise bisher immer gemeint, Reklame werde gemacht, um ein Ding oder eine Sache zu propagieren.

Diese Vermutung liegt natürlich auf der Hand. Zu stimmen braucht sie aber mitnichten.

Mir ist das heute deutlich geworden. Am Beispiel der bevorstehenden Weltausstellung.

Die findet, wie man weiß, demnächst in Brüssel statt. Geworben wird aber überall für sie. Unter anderem auch in der Schweiz.

Und zwar mit einem Plakat.

Ich habe es gesehen.

Zweimal.

Was nötig war. Denn auf bloß einmaliges Anschauen hin glaubt man es nämlich nicht.

Es ist:

a) dilettantisch

b) häßlich

c) blöd, weil ideelos.

Nun, vielleicht haben die Belgier keine guten Graphiker. Ich weiß das nicht. Denkbar wäre es immerhin. Und auch weiter kein Unglück. Ein kleineres Katastrophchen aber ist es, daß den leitenden Leuten der Weltausstellung nicht aufgefallen ist, wie schlecht die belgischen Graphiker sind. Und wie miserabel das ausgeführte Plakat sei.

Und daß sie deshalb gar nicht erst auf den Gedanken gekommen sind, für die Propagierung der Weltausstellung auch die Graphiker der Welt beizuziehen.

Ich meine natürlich die guten ... Solche gibt es.

CityHotel zürich

Erstklass-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 27 2055

Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437

Die *Mido* Uhr
formschön und gediegen
A. FISCHER
Eidg. dipl. Uhrmacher
Seefeldstraße 47, ZÜRICH

In Amerika. In England. In Dänemark. In der Tschechoslowakei. In Italien. Und in der Schweiz ...

Um ein paar Namen zu nennen: Savignac, Matter, Trnka, Erni, Leupin, Piatti ...

Und viele andere ...

Vielleicht sogar hätte sich ein großer Maler unserer Zeit für diese Aufgabe gewinnen lassen.

Etwa ...

Aber das nützt ja nichts. Das ist ja alles schon zu spät. Die Herren haben sich für ein Plakat entschieden, das selbst für eine kleine landwirtschaftliche Ausstellung in der deutschen Provinz eher kläglich wirkte. Also, wenn der Rest auch so wird, dann gehe ich lieber an die Saffa! Obwohl das Plakat für sie ...

Aber bitte, ich habe schon Feinde genug. Ich brauche nicht auch noch Feindinnen ...

Donnerstag:

Weil ich gerade bei den Graphikern bin: Fritz Butz getroffen.

Und der sagte mir ...

Doch ich muß zuerst eine kleine Rückblende einschalten:

Letztes Jahr schrieb ich im Nebelspalter ein paar unguete Sachen gegen ein unguetes Stadttheater. Unter anderem wies ich darauf hin, daß wir hier keine expressionistischen deutschen Bühnenbildner dritter Garnitur brauchen, weil wir nämlich erstklassige Graphiker in erfreulicher Menge besitzen.

Etwa Fritz Butz ...

So, und nun ist der Direktor des betreffenden Unternehmens hingegangen und hat den Fritz Butz gefragt, ob er demnächst «Orpheus in der Unterwelt» ausstatten wolle.

Er will.

Und das ist dreifacher Anlaß zur Freude:

- Es zeigt, daß der Mann manchmal doch nicht ganz so einsichtslos ist, wie er es eigentlich ist.
- Das Stadttheater von Zürich wird endlich wieder einmal ein ganz erstklassiges Bühnenbild haben.
- Der Nebelspalter hat doch ein Echo. Wenn auch manchmal eines mit Zeitzündung ...

Freitag:

Es gibt eine schweizerische Stadt, in der jene Stellen, an denen ein tödliches Verkehrsunfall stattfand, mit einer schwarzen Fahne markiert werden.

Ich halte diese Idee, so makaber sie auch sein mag, für eine gute. Auf die Gefahren des heutigen Verkehrs kann ja gar nicht oft und drastisch genug hingewiesen werden. Besonders nicht in Städten, die für den modernen Verkehr überhaupt nicht eingerichtet sind ...

Allerdings hängt an der Fahne auch noch ein Plakat. Auf diesem steht: «Hier starb ein Mensch! – Er wurde das Opfer eines Verkehrsunfalles.» Dieser Satz hat mich gestört.

Wenigstens an jener Unglücksstelle, die ihn letztthin verkündete.

Da war nämlich ein Auto in einen Tram-Pfosten gefahren.

Der Lenker des Wagens wurde dabei getötet.

Und wenn man nun schon darauf hinweisen wollte, so hätte man es meiner Meinung nach besser mit einem, der bei der Polizei jener Stadt zu beliebten Zweizeiler tun sollen.

Etwa mit diesem:

«Daß hier ein Mensch sein Ende nahm
verdankt er nicht zuletzt dem
Tram!»

Bitte, das geht nicht gegen die Trambahnen. Das geht nur gegen die grausige Tatsache, daß Tram-pfosten, Trambojen und Verkehrsteiler im Zeitalter der leichten Kunststoffe, der beinahe gewichtslosen Metalle noch immer aus massivsten, massigsten und deshalb gefährlichsten Materialien sein müssen.

Dagegen geht es.

Mit Recht!

Samstag:

Die Schweiz ist ein mehrsprachiges Land.

Fremde Besucher werden mit einigem Stolz auf diese Tatsache hingewiesen.

Allerdings: so mehrsprachig ist das Land nun auch wieder nicht.

Beispiel:

Da wurde im Rahmen des Musikprogrammes von Beromünster ein Ausschnitt aus dem «Schütz-Fest» übertragen.

Und wissen Sie, was die Welschen, die das Programm übernahmen, aus dem Fest des guten Heinrich gemacht haben?

Hier:

«Fête de tir» ...

Sonntag:

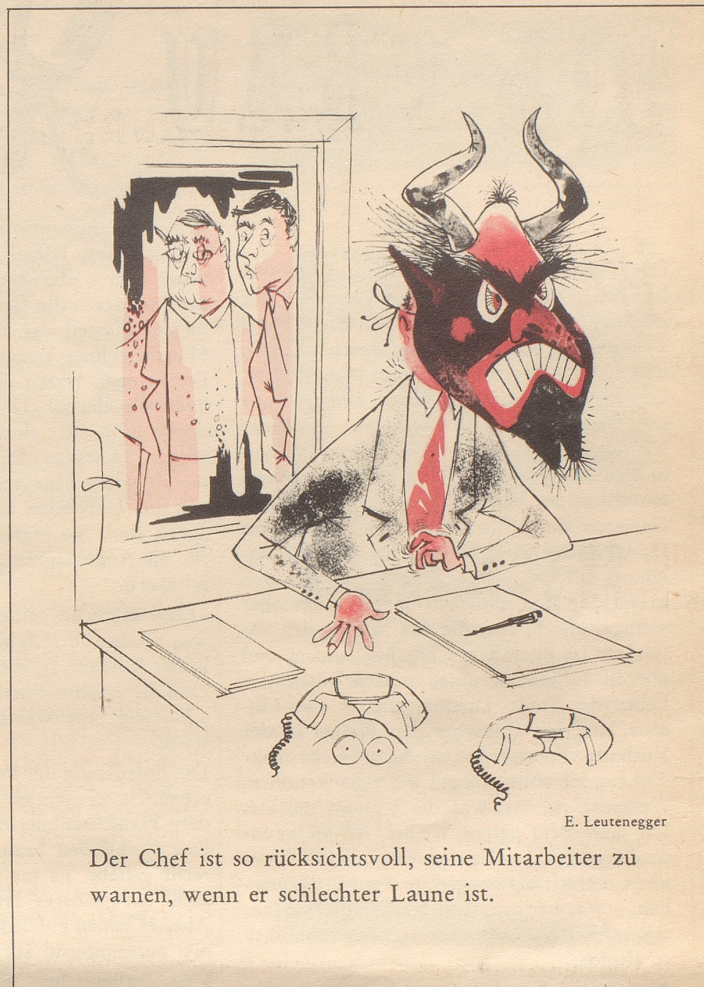
Gelesen ...

Ein Buch von Dr. Eduard Stäuble. Sein Titel: «Max Frisch».

Sonst nichts.

Doch genug!

Ich meine, genug um sich zu freuen.



Da geht einer hin und schreibt in einem Land, das seine Dichter immer erst dann ehrt, wenn längst schon Immergrün aus ihren Köpfen wächst, über einen Poeten, der noch sehr lebt, ja vielleicht sogar erst am Beginn seiner größten Schaffensperiode steht.

Und was besonders erfreulich ist: er schreibt zwar aus Sympathie zu «seinem» Dichter heraus und mit großen Reverenzen vor dessen Werk, aber er tut es schlicht und keineswegs kritiklos.

Leider hat Stäuble etwas vergessen. Einen Untertitel:

«Würdigung der Werke eines schweizerischen Dichters, der von seiner Heimatstadt noch keinen Literaturpreis bekommen hat.»

Montag:

Amtliche Erlasse sind nicht selten so geschrieben, daß man sich mindestens eine Hand mehr wünschte. Um sich auch noch mit dieser an den Kopf greifen zu können.

Daß sie es auch bei uns sind, tut besonders weh.

Immerhin wird einem da von Zeit zu Zeit ein schöner Trost zuteil: anderswo ist es kein bißchen besser! Deshalb hat es das britische Mini-

sterium für Renten- und Sozialversicherung auch fertiggebracht, folgenden schönen Satz von sich zu geben:

«Die Entscheidung darüber, ob eine Person als Kind anzusehen ist, richtet sich in erster Linie nach dem Alter der Person.»

Dienstag:

Brief einer Dame bekommen.

Sie schreibt:

«Hören Sie doch auf mit den langen Artikeln und den bissigen Bemerkungen. Wir wohnen hier auf dem Lande und hätten es lieber, Sie würden Witze bringen, die man weitererzählen kann!»

Bitte sehr, hier ist einer:

Kennen Sie den Unterschied zwischen einem reichen Bauern und einem armen Bauern?

Der arme wäscht seinen Mercedes selber ...

